

Sharing Economy: Teilen und Teilhaben

Wer bekommt mein Geld? Oder: Keine zu klein, Investorin zu sein

Geld ist für viele ein knappes Gut. Kaum jemand findet, es könnte auch etwas weniger sein. Denn immer neue Angebote locken. Doch wie wäre es, wenn wir selbst bestimmen könnten, welche Angebote es überhaupt gibt? Oder wenn wir wüssten, dass wir uns mit einer einfachen Möglichkeit Unterstützung bei der Finanzierung eines Vorhabens holen können? Die Sharing Economy tritt mit dem Anspruch an, dies möglich zu machen.



© Freepik @ www.flaticon.com/
Simpleicon @ www.flaticon.com

Mit wem möchte ich mein Geld teilen?

Bisher war klar: Wer Geld sucht für ein Projekt, muss sich bei kommerziellen Vorhaben an die Bank wenden, die den Businessplan prüft und entscheidet, ob die Kreditverleihung für sie ein sicheres Geschäft ist. Bei nicht kommerziellen Projekten stehen unzählige wohltätige Organisationen, Stiftungen und andere Kässeli bereit; man muss jedoch darunter die geeignete Anlaufstelle finden und sein Vorhaben gut begründet unterbreiten.

Nun steht ein zusätzlicher Weg zur Verfügung. Das neue Instrument, das ihn ermöglicht, nennt sich Crowdfunding (Schwarmfinanzierung). Das gemeinsame Finanzieren eines Projekts kam in den letzten Jahren dank spezialisierten Internetplattformen stark auf.

Mit Kleinstbeträgen kann man sich an selbst gewählten Projekten beteiligen. Die Projekte könnten unterschiedlicher nicht sein und decken alle Lebensbereiche ab. Hier ein Start-up mit einer innovativen Idee, dort jemand, der ein Café eröffnen möchte, und anderswo benötigt eine Künstlerin einen Vorschuss, um ihre Produktion zu realisieren.

Mindestens so unterschiedlich wie die Projekte sind auch die Gegenleistungen, die man für das eingesetzte Geld erhält. Manchmal erhält man

Dinge, die es nirgendwo zu kaufen gibt und die streng limitiert sind. Manchmal ist die Gegenleistung ein einmaliges Erlebnis, eine Einladung zu einem Fest oder ein Blick hinter die Kulissen. Und manchmal ist da einfach das angenehme Gefühl, bei einem Wohltätigkeitsprojekt mit seinem Scherflein etwas beigetragen zu haben. Im Schnitt beträgt der Einsatz CHF 140.–.

Soziale Projekte haben erstaunlich oft Erfolg

Im sozialen Bereich gibt es ebenfalls ganz verschiedene Projekte – von Einzelunterstützungen bis zu gross angelegten Strategieprojekten. So wurde beispielsweise für einen Jugendlichen aus Kenia, der Richter werden möchte, für ein Stipendium gesammelt. Oder es wurde für ein zweijähriges Kind, das unter einer besonders schweren Form von Epilepsie leidet, ein Therapiehind finanziert. Aber auch zwei grosse Hilfsprojekte für Flüchtlinge waren erfolgreich: So wurde dank Crowdfunding eine Stelle für eine Fachperson geschaffen, die für Flüchtlinge in der Schweiz privaten Wohnraum sucht. Und für ein Zuhause für unbegleitete Flüchtlingskinder kamen fast 100 000 Franken zusammen.

Kleiner Einsatz, grosse Wirkung

Bei der grössten Schweizer Crowdfunding-Plattform wemakeit klappte die Finanzierung bis jetzt bei circa zwei Dritteln der Projekte. Kommt die angestrebte Summe nicht zustande, wird das Geld jeweils zurückbezahlt. Innerhalb weniger Jahre haben hier eine viertel Million Personen die Summe von insgesamt 41,5 Mio. Franken investiert! Dadurch wurden über 3000 Projekte erfolgreich finanziert.

Nicole Anja Baur

www.wemakeit.ch
www.100-days.net

zh
aw

Soziale Arbeit

Sharing Economy: teilen und teilhaben

KISS – Nachbarschaftshilfe für Jung und Alt

Aller Digitalisierung zum Trotz: Die gute alte Nachbarschaftshilfe wird gerade modernisiert. Denn wer übernimmt es sonst zum Beispiel, für ältere Personen einkaufen zu gehen oder sie bei beschwerlichen Haushaltarbeiten zu unterstützen, wenn deren Familie fern ist? Die neue Nachbarschaftshilfe reagiert auf zwei Phänomene: Einerseits kennen wir heute unsere NachbarInnen oft kaum und wagen uns daher nicht, sie um Hilfe zu bitten. Andererseits werden uns zwischen Pensionierung und Gebrechlichkeit oft viele gesunde Jahre geschenkt, die wir unter anderem für neue Kontakte auch in der Nachbarschaft nutzen möchten.



© Freepik @ www.flaticon.com/
SimpleIcon @ www.flaticon.com

Die 4. Säule

Aus diesen Gründen entstehen derzeit in der ganzen Schweiz dem Dachverband KISS angegliederte Organisationen, die diese Unterstützung auf Grundlage von Zeitgutschriften organisieren. Sie betreiben Zeitvorsorge für Hilfe in kleiner oder grösserer Not für alle Altersgruppen. Und so funktioniert: HelferInnen und Hilfesuchende werden von den Organisationen zu Tandems zusammgeführt. Wer hilft, erhält für die dabei investierte Zeit eine Zeitgutschrift, und zwar von der Person, der geholfen wurde. Auf diese Weise können HelferInnen ein Zeitguthaben aufbauen, welches es ihnen später einmal ermöglicht, selber Hilfe in Anspruch zu nehmen und dies mit Zeitgutschriften zu «entlönnen». KISS wird deshalb oft die 4. Säule genannt.

Keep it small and simple

KISS bedeutet Keep it small and simple – halte etwas so klein und einfach wie möglich. Das passt perfekt zur Nachbarschaftshilfe, die ein überschaubares Gebiet umfasst und wo es nicht um Geld und komplizierte Abrechnungen geht, sondern um punktuelle Entlastung. Die Nachbarschaftshilfe soll keine Konkurrenz für das lokale

Gewerbe sein. Dem Dachverband sind derzeit in der Deutschschweiz vierzehn dezentral geführte Genossenschaften und drei Vereine angeschlossen, zwölf weitere befinden sich im Aufbau. Jede dieser Genossenschaften kann sich den lokalen Gegebenheiten anpassen.

KISS Zürich Höngg-Wipkingen hat ihre Hauptziele folgendermassen formuliert: «Wir wollen es den Menschen ermöglichen, möglichst lange selbstbestimmt zuhause wohnen zu können sowie in der Nachbarschaft eine Gemeinschaft zu bilden und ein Gemeinschaftsgefühl entstehen zu lassen.» Geschäftsleiterin Natasa Karnath erklärt, dass die Mitglieder so bunt gemischt wie das Leben seien, auf der Seite der Gebenden befänden sich jedoch etwas mehr frisch Pensionierte.

Gelegenheit zum Austausch

Natasa Karnath erzählt weiter: «Wir glauben daran, dass jeder Mensch unabhängig vom Alter und von der Herkunft Ressourcen hat, die jemand anderem zugute kommen können.» Sie berichtet vom Beispiel eines jungen Afghanen, der seit wenigen Jahren in Zürich lebt und vorbeikam, um seine Hilfe anzubieten. Nachdem mit ihm geklärt wurde, worin diese bestehen könnte, fragte sie ihn, was er sich denn wünsche. Dabei kam heraus, dass er davon träumte, Geige spielen zu lernen. Dies passte hervorragend zu einem pensionierten Geigenlehrer. Mittlerweile treffen die beiden sich ein- bis zweimal pro Woche. Dabei wird nicht nur Geige gespielt, sondern es findet auch ein reger kultureller Austausch statt, in welchem beide viel Neues lernen.

Um die Gemeinschaft zu fördern, finden in Höngg-Wipkingen monatliche Treffen statt. Dabei wechselt der Ort innerhalb des Stadtkreises immer wieder, damit es für alle einmal vor der Haustüre stattfindet.

Nicole Anja Baur

kisszuerich10.ch

zh
aw

Soziale Arbeit

Sharing Economy: teilen und teilhaben

Coworking Space: zwischen Heim- und Firmenbüro

In der Arbeitswelt ist das Firmenbüro immer noch der Normalfall, obwohl heute das Arbeiten von einem anderen Ort aus problemlos möglich wäre. Das Homeoffice wird manchmal für stille Arbeiten genutzt oder wenn die eigenen Kinder krank sind. Bis jetzt fördern nur wenige Unternehmen das Arbeiten von zuhause aus aktiv.¹

Das Potenzial des Homeoffice ist beträchtlich. Man schätzt, dass es für gut 50 Prozent aller Beschäftigten infrage kommt. Gemäss einer Studie aus dem Jahr 2016² arbeiten heute erst rund 28 Prozent der SchweizerInnen mindestens einen halben Tag pro Woche von zu Hause aus.



© Freepik @ www.flaticon.com/
SimpleIcon @ www.flaticon.com

Neue Orte, viele Vorteile

Vor allem bei Start-ups beliebt ist die neue Option der Coworking Spaces – lokale Gemeinschaftsbüros, in denen Angestellte unterschiedlicher Unternehmen und/oder freiberuflich Tätige zusammenfinden. Für Arbeitnehmende kann eine solche Lösung ein grosser Vorteil sein, insbesondere wenn sich der Coworking Space näher beim Wohnort befindet als der Arbeitsplatz. Entfällt das lästige Pendeln, wird Freizeit gewonnen. Und für Firmen ist das Modell attraktiv, da die Mietkosten mit anderen geteilt werden können.

Der Hauptvorteil für Arbeitnehmende liegt neben der möglichen Zeitersparnis in der flexibleren Zeiteinteilung – bessere Vereinbarkeit mit dem Familienleben oder einem anderen Job, oder Arbeitszeiten, die dem eigenen Biorhythmus entsprechen. Wer frühmorgens seine produktivste Zeit hat, «vergeudet» diese nicht mehr auf der Fahrt ins Büro.

Ein weiterer nicht zu unterschätzender Pluspunkt liegt darin, dass das Ablenkungspotenzial viel kleiner ist als im Homeoffice. Auch besteht bei den meisten Coworking Spaces die Möglichkeit, mittags in einem angeschlossenen Café essen zu gehen. Das Kochen bzw. der Restaurantbesuch werden unnötig. Nicht zuletzt ermöglicht der Austausch mit Personen, die in anderen Berei-

chen tätig sind, auch einen neuen Blick auf die eigene Arbeit. Und der kurze Tratsch vor der Kaffeemaschine lockert den Arbeitsalltag auf.

Und die Nachteile?

Trotz der Fülle von Vorteilen gilt es, die Nachteile zu beachten. Vor allem Festangestellte, die anstatt am Firmensitz im Coworking Space arbeiten, sind davon betroffen. Coworking bedingt ein hohes Mass an Kommunikation und Absprache mit den Kolleginnen und Kollegen am Hauptsitz, weil spontane Treffen wegfallen. Auch wird es aufwendiger, eine Sitzung zu organisieren, wenn die Teilnehmenden von verschiedenen Orten anreisen. Erschwert werden auch die Lehrlingsbetreuung, das Einarbeiten neuer Angestellter sowie die Pflege des Teamspirits. Für Letztere braucht es fixe Tage mit allen Mitarbeitenden vor Ort.

Zukunftsmusik

Derzeit bestehen in kleinen Städten erst wenige Coworking-Space-Angebote. Aber laut Berechnungen des Coworking-Netzwerks VillageOffice³ soll es bis 2030 so viele Coworking-Büros geben, dass alle innert 15 Minuten per Velo oder ÖV eines erreichen können. Erforderlich sind dafür schweizweit rund 1000 Standorte. Damit könnten jährlich 4,4 Milliarden Pendelkilometer und 530 000 Tonnen CO₂ eingespart werden.

Unzählige Studien zeigen die positive Wirkung von Wahlfreiheit und Autonomie am Büroplatz auf das Engagement und die Motivation der Mitarbeitenden. Motivation wiederum ist einer der wichtigsten Faktoren für Produktivität und Kreativität. Engagierte Mitarbeitende sind nicht nur produktiver, sie sind auch innovativer. Sie zeigen mehr Selbstinitiative und entwickeln Lösungen in kürzerer Zeit.

Nicole Anja Baur

Fussnoten

1 work-smart-initiative.ch

2 www2.deloitte.com → Arbeitsplatz der Zukunft

3 www.villageoffice.ch



Soziale Arbeit

Sharing Economy: Teilen und Teilhaben

Was hindert (uns), an der Sharing Economy teilzunehmen?

Die Sharing Economy tritt mit dem Versprechen an, dass wir dank ihr ökologischer und gleichzeitig günstiger leben können. Sie geht davon aus, dass der eine hat, was der andere will, und dass das Tauschen die Menschen zusammenbringt. Aber nicht alle von uns können an diesem Teilen teilhaben. Und wer mitmacht, muss unter Umständen erst hineinflinden in diese neue Form des Kontakts.



© Freepik @ www.flaticon.com/
SimpleIcon @ www.flaticon.com

Geben ist seliger denn Nehmen

Besitz ist immer noch mit einem hohen Status verbunden (auch wenn er insbesondere bei jüngeren Generationen abgelöst wird durch Erlebnisse wie Reisen). Wer etwas gibt, sitzt deshalb meist am längeren Hebel. Diejenigen, die Dinge benötigen, wollen umgekehrt nicht in eine Bittposition geraten. Wer etwas bekommen möchte, steht zudem oft in Konkurrenz zu anderen, die dasselbe wollen.

Andere Wertvorstellungen

Christine Anliker ist Spielgruppenleiterin und arbeitet auch in einem Frühförderungsprogramm. Sie erzählt, dass sie viele Familien mit Migrationshintergrund kennengelernt habe, in welchen die Kinder genau zwei Garnituren Kleider besässen. Tauschen und Teilen komme für sie jedoch nicht in Frage. «Lieber waschen diese Eltern die Kleider fast täglich in einer gekauften 2-Kilo-Waschmaschine, als dass sie Secondhandsachen annehmen würden. Neue Kleider, insbesondere Markenkleider, sind allzu wichtige Statussymbole, als dass man darauf verzichtet.» Auch der Stolz verbietet es manchen, Almosen in Form von bereits getragenen Kleidern anzunehmen.

Aufwendig und anspruchsvoll

Hinzu kommt, dass das Tauschen und Teilen mit einem zeitlichen Aufwand verbunden ist. Etwas Neues zu kaufen, geht oft schneller. Das kann wichtig sein, denn gerade bei Berufstätigen ist die Zeit oft knapp. Heikel kann es werden, wenn sich die TauschpartnerInnen für die Übergabe

treffen müssen. Dieser Kontakt ist nicht immer von beiden Seiten erwünscht. Der einen Seite kann es peinlich sein, günstige Dinge zu benötigen, oder sie befürchtet, misstrauisch beäugt zu werden. Der anderen Seite kann es unangenehm sein, auf Einnahmen angewiesen zu sein, oder man kommt sich protzig vor, wenn man etwas verschenkt.

Die Krux mit der Dankbarkeit

Diejenigen, die geben, wollen für ihr Geschenk oft nur das Wort «Danke» hören. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Und genau dieses Gefühl, dankbar sein zu müssen, kann Bedürftige davon abschrecken, Dinge überhaupt in Anspruch zu nehmen. «Undankbarkeit» trifft wiederum Gebende hart: Anstatt ein gutes Gefühl zu haben, müssen sie sich nun mit einem negativen herumschlagen. Dabei haben sie es doch gut gemeint! Anonymes Spenden und Empfangen fällt da viel leichter.

Es geht uns (noch) zu gut

Sharing Economy liegt im Trend und kann ökologisch, nachhaltig und sozial sein. Aber in grossem Stil hat sie bis jetzt noch nicht Einzug gehalten. Wahrscheinlich ist es derzeit auch so, dass das beim Tauschen und Teilen gesparte Geld in weiteren Konsum fliesst.

Im Hinblick auf eine Zeit mit weniger bezahlter Arbeit oder gar mit bedingungslosem Grundeinkommen wird die Sharing Economy aber mit hoher Wahrscheinlichkeit eine grosse Zukunft haben. Zum einen, weil weniger Geld, dafür mehr Zeit für ein nachhaltiges Leben vorhanden sein wird, und zum anderen, weil die Ökologie an Stellenwert gewinnen wird. Schon jetzt schlägt der WWF vor, sich klimaschonender zu verhalten, indem man weniger arbeitet und deshalb weniger Geld für Konsum zur Verfügung hat, aber mehr Zeit für Familie, Freunde und Tauschgeschäfte.

Nicole Anja Baur

www.wwf.ch → suffizient

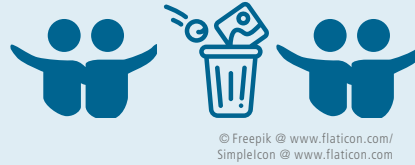


Soziale Arbeit

Sharing Economy: Teilen und Teilhaben

Dem Allgemeingut Sorge tragen?

Viele zögern, sich an der Sharing Economy zu beteiligen, weil sie sich fragen, ob die anderen NutzerInnen den Objekten Sorge tragen werden, die sie ihnen übergeben. Beim Kaufen und Verkaufen ist rechtlich klar geregelt, wie die Dinge laufen. Beim Teilen im Sinne der Sharing Economy ist das anders: Hier ist das Vertrauen zentral. Dieses muss zuerst hergestellt werden, insbesondere wenn übers Internet geteilt wird. Oft geschieht das anhand von Bewertungen vormaliger TauschpartnerInnen.



Alles neu?

Das Problem ist altbekannt: Bereits im Mittelalter stand in den Ortschaften die sogenannte Allmende allen BewohnerInnen respektive deren Vieh zur Nutzung zur Verfügung. Weil die gemeinsame Nutzung mangels wirksamer Regeln zu einer Übernutzung führen kann, spricht man mitunter auch von der «Tragik der Allmende». Dasselbe gilt übrigens ebenso für Parkbänke, Waschküchen, Treppenhäuser, Sozialsysteme und den ganzen Planeten!

Nobelpreis für Allmendeforscherin

2009 wurde der US-Amerikanerin Elinor Ostrom als erste Frau der Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften verliehen. Ostrom hat weltweit zahlreiche erfolgreiche und gescheiterte Allmend-Nutzungen analysiert. Aufbauend auf ihrer empirischen Forschung entwickelte sie strategische Prinzipien, deren Befolgung ein erfolgreiches Bewirtschaften ermöglicht – so muss unter anderem definiert sein, wer die NutzerInnen sind und was eine berechtigte Nutzung ist. Daneben muss die Nutzung kontrolliert werden, und es müssen Sanktionsmöglichkeiten vorhanden sein, die auch durchgesetzt werden können.

Abwärtsspirale in Problemquartieren

Was auf dem Land Übernutzung genannt wird, ist ein Ausdruck von fehlender Sorgfalt, wie sie auch beim Vandalismus in den Städten zu beobachten ist. Die sogenannte Broken-Windows-Theorie geht von einem direkten Zusammenhang zwischen dem Verfall von Stadtgebieten und zunehmender Kriminalität aus. Eine zerbrochene Fensterscheibe oder andere kleine Beschädigungen müssen sofort ersetzt bzw. repariert werden, sonst setzt sich der Vandalismus ungehemmt fort. Dies gilt jedoch nur für bereits von Verwahrlosung bedrohte Stadtteile.

Der Schlüssel heisst Vertrauen

Mit Allgemeingut so umzugehen wie mit Privatbesitz, fällt teilweise schwer. Warum soll man auf etwas achtgeben, das von anderen bezahlt und ersetzt wird, wenn es kaputtgeht? Die Deutsche Gesellschaft zur Förderung des Wohnungsbaus, Berlins grösste Vermieterin, hat zum Beispiel in Neukölln ein Quartier grundlegend saniert und aufgewertet; so wurden bei den Spielplätzen hochwertige Materialien verwendet. Seither gibt es dort praktisch keinen Vandalismus mehr. Der Vertrauensvorschuss gegenüber den AnwohnerInnen zeigt seine Wirkung.

Eine andere Methode wurde in einer Kreuzberger Siedlung gewählt. Eine deutsch-türkische Sozialarbeiterin legte mit den Kindern der MieterInnen handtuchgrosse Gärtchen an. Diese Gärtchen «gehören» den Kindern. Das wird von den NachbarInnen respektiert. Selbst von den halbwüchsigen Jungs, die am meisten zu Vandalismus neigen.

Fazit: Wer in die Verantwortung eingebunden wird, übernimmt diese – auch für Dinge, die ihm nicht gehören.

Nicole Anja Baur

